

DIE FACKEL

Nr. 93

WIEN, ENDE JÄNNER 1902

III. JAHR

[Die Denkschrift der philosophischen Fakultät]

Die Wiener philosophische Fakultät¹ hat Herrn v. Hartel ein Mißtrauensvotum erteilt. Sie hat von dem Chef einer Unterrichtsverwaltung, die mit der Bestellung Klimt'scher Bilder für die Ausgestaltung der Universität genug getan zu haben glaubt, an den Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses appelliert, dem sie in einer Denkschrift die Ursachen ihres Verfalls darlegt. Es läge nahe, das peccatur intra muros et extra auch hier nachzuweisen, zu zeigen, welchen Schaden Cliques— und Protektionswesen innerhalb der Fakultät der Wissenschaft getan, und der Geschichte erfolgter und verweigerter Habilitierungen nachzuforschen. Aber die Erfolglosigkeit löblicher Fakultätsbestrebungen wehrt der Versuchung, die üblen Erfolge übler Fakultätssitten zu erörtern, und mahnt, lieber das Sündenkonto zu ergänzen, das dem Unterrichtsminister entgegengehalten wird.

Denn noch verhänglicher als die Frage, warum unsere philosophische Fakultät so wenig Schüler, ist heute die andere, warum sie so wenig Lehrer der Wissenschaft heranzuziehen vermag. Wohl besteht zwischen beiden ein enger Zusammenhang: in einer Fakultät, in deren meisten Fächern die Hörer fast ausnahmslos dem Mittelschullehramt zustreben, dessen Trägern die Unterrichtsverwaltung die Beschäftigung mit der Pädagogik gebietet und jene mit der Wissenschaft am liebsten verbieten möchte, muß dem Wunsch des Forschers, Schule zu machen, die Erfüllung versagt bleiben. Doch würde es, weil wissenschaftliche Neigung und Befähigung in Österreich durch keinen Gautsch, Madeyski oder Hartel ausgerottet werden konnten, an Schülern nicht fehlen, wenn nur die Lehrmittel, sie zu bilden, vorhanden wären. Aber, so führt das Memorandum der Professoren aus, der Apparat der Forschung ist mangelhaft. Die Universitätsbibliothek: ihre Räume sind unzureichend, ihre Kataloge unzulänglich. Und das Wichtigste — gerade dieses Wichtigste haben die Professoren vergessen —: ihre Dotation wird von Jahr zu Jahr kleiner. Das klingt unglaublich, wie ein Scherz, und ist doch Tatsache; aus der stets gleichbleibenden Dotation der Bibliothek müssen zunächst die Einbände für die jährlich steigende Flut der Pflichtexemplare — Zeitungen, Broschüren, alle im Inland erzeugten Druckschriften, die meisten natürlich ohne wissenschaftlichen Wert — bestritten werden, und so wird die für die Anschaffung wissenschaftlicher Werke verfügbare Summe beständig geringer, und es ist beispielsweise unmöglich, gegenwärtig in Wien Psychologie zu studieren, weil von der ungeheuren englischen und französischen Literatur dieses Fachs fast nichts in der Universitätsbibliothek zu finden ist. Noch ärger steht es mit den Spezialinstituten. Das physikalische und das meteorologische Institut brauchen Instrumente; aber auch mit den feinsten könnten wichtige Untersuchun-

1 Der Herausgeber betrachtet Arthur Schopenhauers Aufsatz »Über die Universitäts—Philosophie« als grundlegend für dieses Thema

gen nicht durchgeführt werden, weil unter anderm in nächster Nähe bestehende elektrische Leitungen stören. Das physikalische Institut ist in der Türkenstraße inmitten der ewigen Unruhe des städtischen Getriebes eingemietet, und sein Aufwand ist seit 53 Jahren nicht erhöht worden. Für die Naturwissenschaften hat seit dem klerikalen Leo Thun kein österreichischer Unterrichtsminister mehr genügende Mittel beigestellt, und in Wien konnte nur der unbedeutende Politiker Suess unter einer liberalen Regierung dem bedeutenden Geologen Suess eine hinreichende Dotation zu Forschungs— und Lehrzwecken erwirken. Der Physiker Boltzmann ist von Wien nach Leipzig gegangen, nicht weil ihm — wie die 'Neue Freie Presse' verleumdet — ein persönliches, durch Kontrakt gesichertes Einkommen von 6000 Gulden nicht genügte; er hatte auf größere Einkünfte, die er vordem in München bezog, verzichtet, um dem Rufe nach Wien zu folgen. Aber er verließ Wien nach wenigen Jahren, da ihm Herr v. Hartel erklärte, daß 1500 Gulden, die er für sein Institut forderte, nicht aufzutreiben seien, und er wäre, wenn diese 1500 Gulden beschafft würden, auch jetzt bereit, die Rückberufung, die von der Fakultät vorgeschlagen wurde, anzunehmen. Um nicht größere Beträge handelt es sich bei zahlreichen, derzeit jede Arbeit hemmenden Laboratorien. Und da hat die philosophische Fakultät die in ihrer Denkschrift alle die Übelstände verzeichnet, seltsamerweise unterlassen, die für ihre Behebung entscheidende Frage aufzuwerfen: Es ist ja noch nicht vergessen, daß »die gleichen Klagen vor einigen Jahren dazu geführt haben, daß ein *Kredit von acht Millionen für Wiener Universitätszwecke bewilligt* wurde. Daß er nicht oder nur zum geringeren Teil verwendet worden ist, steht fest, und andererseits ist heute kein Geld für die Wiener Universität vorhanden. Was ist also — in den Jahren des §—14 —Regimes — mit jenen acht Millionen geschehen? Herr v. Hartel war damals schon Sektionschef im Unterrichtsministerium, die Angelegenheiten der Universität fielen in sein Ressort, und er muß die Frage zu beantworten wissen. Was immer für Schiebungen im Budget unter geldbedürftigen Regierungen erfolgt sein mögen, der einmal der Wiener Universität bewilligte Kredit muß für sie flüssig gemacht werden.

Wäre aber selbst der Zustand der Laboratorien und Seminare, die ja auch an anderen alten Universitäten, wie etwa in Berlin, zum Teil dürftig ausgestattet sind, ein befriedigender, so würde, behauptet das Memorandum der Professoren, die Berufung von Lehrern aus dem Deutschen Reich noch immer Schwierigkeiten wegen des zu geringen Professoreneinkommens begegnen. Mit Erstaunen liest man, daß die Wiener philosophische Fakultät das Gesetz über die Verstaatlichung der Kollegiangelder, das doch zu Gunsten und auf den Wunsch der philosophischen Fakultäten erlassen wurde, als das schlimmste der Übel bezeichnet. Ist doch das Einkommen der Forscher, die bei geringer Hörerzahl kaum nennenswerte Kollegiangelder bezogen — und diese Forscher sind an allen philosophischen Fakultäten in der Mehrzahl —, durch das Gesetz vom Jahre 1898 *erhöht* worden. Dazu kommt, daß jenes Gesetz keineswegs die Gleichstellung sämtlicher Hochschullehrer bezüglich des Gehalts bezweckte, vielmehr die Ungerechtigkeit, die den Theoretiker gegenüber den Vertretern praktischer Fächer benachteiligte, auszugleichen bestimmt war. Dem Unterrichtsminister wurde freie Hand gelassen, mit jedem Berufenen einen Kontrakt über seine Entlohnung abzuschließen, und man konnte also — so war's der Wille des Gesetzes — künftig etwa einen bedeutenden Sanskritisten nach Wien ziehen, indem man ihm statt der systemisierten 4000 Gulden das Doppelte, also ebensoviel oder mehr bot, als seine Einkünfte an einer deutschen Universität betragen. Und doch ist die Klage der Wiener philosophischen Fakultät durchaus begründet, wenn man sie — was durch die

Unaufrichtigkeit dieses wichtigen Teils der Denkschrift leider erschwert wird — richtig faßt: die *Anwendung* des Gesetzes über die Verstaatlichung der Kollegengelder, die unter Herrn v. Hartel's Leitung platzgegriffen hat, fügt der Wiener Universität den schwersten Schaden zu. Denn Herr v. Hartel tut nur, was er nicht unterlassen kann: da in den wissenschaftlichen Disziplinen, die infolge ihres Zusammenhangs mit dem praktischen Leben die größten Hörerzahlen aufweisen, nicht einmal minder bedeutende Dozenten, weil sie auch an den kleinsten deutschen Universitäten beträchtliche Kollegengelder beziehen, für Wien zum normalen Gehalt zu haben wären, schließt er mit Vertretern dieser Disziplinen Kontrakte. Und es ist in solchen Fällen sogar wiederholt gelungen, hervorragende Dozenten, wie den Professor des römischen Rechtes Wlassak, für die Universität oder, wie den Professor der technischen Mechanik und Baumaterialienkunde Tetmajer, für die Technik zu gewinnen. Aber gerade jene Ausgleichung der mit dem Kollegengelderbezug verbundenen Ungerechtigkeit gegenüber den Theoretikern, die beabsichtigt war, unterläßt Herr v. Hartel, und er stellt statt eines kostspieligen Philologen ersten Ranges allemal lieber den billigsten an, dessen losere Beziehungen zur Wissenschaft vielleicht überdies durch um so engere zu einflußreichen Wiener Kreisen ausgeglichen werden.

Die philosophische Fakultät hat an einem dem Gebiet der Chemie entnommenen Beispiel den recht überflüssigen Beweis geführt, daß die theoretische Forschung unter Umständen auch materielle Interessen des Staates fördert. Aber vielleicht beurteilt sie die Banausengesinnung von Regierung und Parlament ganz richtig, wenn sie auf die Wirkung just dieses Arguments hofft. Eine höhere Auffassung wird auf die materiellen Interessen des Staates weniger Rücksicht nehmen und könnte doch die materiellen Interessen der Träger der Wissenschaft noch mehr, als sie selbst fordern, berücksichtigen. Das scheint in einem Punkte sogar notwendig. Von den Ursachen, die die Berufung großer Gelehrter nach Wien erschweren oder vereiteln, hat die Denkschrift der Professoren eine nicht erwähnt, die leicht zu erkennen ist, wenn man die Besetzungen von Berliner Lehrkanzeln verfolgt. An die erste Hochschule des Deutschen Reiches werden zumeist ältere, oft schon greise, jahrzehntelang im wissenschaftlichen Dienst erprobte Gelehrte gezogen. Aber der Berufung eines mehr als sechzigjährigen Gelehrten nach Wien steht als unüberwindliches Hindernis die *Altersgrenze* entgegen. Von den Forschern, auf die Berlins Universität am stolzesten ist, könnte keiner heute in Wien lehren. Ein österreichischer Ranke oder Zeller hätte zwanzig Jahre Gelegenheit gehabt, die Widersinnigkeit der Altersgrenze zu erweisen, Mommsen oder Virchow wären hierzulande längst auf den Altenteil gesetzt. Hat nicht Rokitsky eine seiner wertvollsten Arbeiten nach dem Rücktritte vom Lehramt ausgeführt? Ein späteres Alter als das für den Praktiker ergiebigste zeitigt zumeist dem Theoretiker die edelsten Früchte des Lebens. Aber welcher Gelehrte würde in höheren, der Grenze der Siebzig nahen Jahren nach Österreich ziehen, wenn nicht durch eine Gesetzesreform die Gleichheit der Altersgrenze beseitigt und die individuelle Behandlung wichtiger Fälle gesichert wird? #

* * *

[Rothschild, Polizei und Frauenfrage]

Eine Frauenzeitschrift ('Neues Frauenleben') hat jüngst die Lage der Polizeimanipulantinnen geschildert: Nahezu hundert Frauen, die im polizeilichen Zentral—Meldungsamt angestellt sind, dienen dem Staate bei Schandlöhnen und übermäßiger Arbeitszeit, ohne Aussicht auf Altersversorgung und ohne Krankenversicherung. Und solche Ausbeutung — umso verwerflicher,

weil sie gegen Frauen, am verwerflichsten, weil sie vom Staate geübt wird — will ihre Opfer, wie um zum Schaden noch den Hohn zu fügen, als die Empfängerinnen von Wohltaten hinstellen; es soll als soziale Fürsorge gelten, daß der Staat die Töchter der in seinem Polizeidienst Verbrauchten im Zentral—Meldungsamt unter Bedingungen arbeiten heißt, wie sie sonst nur bei jenen Unternehmern vorkommen, deren Verdienst die »Nebenverdienste« ihrer Arbeiterinnen voraussetzt. So schändliche Gesinnung wird sicherlich niemand bei einer staatlichen Behörde vermuten. Und die Forderung staatlicher Dienstleistungen gegen eine Bezahlung, von der der Lebensunterhalt nicht bestritten werden kann, erscheint begreiflicher, wenn man sich erinnert, daß der Einführer weiblicher Arbeit beim Zentral—Meldungsamt und Chef dieser Polizeiabteilung Herr *Bernhard Frankl* ist, *k. k. Regierungsrat und Häuserinspektor des Barons Rothschild*. Herr Frankl ist freilich die Auffassung, daß man den Polizeidienst nur »im Nebenamt« ausübe, geläufig, und es ist fraglich, ob er selbst zur Zeit, da er noch als rücksichtsloser, haßerfüllter Bedränger der Sozialisten die Seele der Staatspolizei war, sich dem Umsturz gegenüber mehr als Verteidiger des Staates denn als Anwalt des Kapitalismus gefühlt hat, der sich in Rothschild verkörpert. Seither ist, wie Eingeweihte wissen, der Rothschild'sche Beamte des Staates bereits einmal vor eine Wahl gestellt worden: ein Polizeipräsident hat es gewagt, auch Herr Bernhard Frankl das Wort, daß niemand zwei Herren dienen kann, in Erinnerung zu bringen. Aber da bereits der Staat selbstlos auf den Vorteil verzichten wollte, sich in eines Mannes Dienste mit dem Hause Rothschild zu teilen, legte sich Rothschild ins Mittel und erklärte, daß er Herr Frankl im Staatsdienste nicht entbehren könne. Und das Ministerium hat Rothschilds Ansichten über Kompatibilität gebilligt. So darf Herr Frankl noch heute bei der Polizei als Vorbe-kämpfer der Emanzipation wirken: der Emanzipation der Frauen sowohl wie der Emanzipation des Staates vom Kapitalismus.

* * *

[Aus dem Ackerbauministerium]

Einen Arbeitenminister entbehrt Österreich noch immer, aber es hat sich längst damit abgefunden, in dem Ackerbauminister sein Gegenteil zu besitzen. Insbesondere der gegenwärtige Verweser des Ackerbauministeriums geht allem, was sachliche Arbeit ist, so ängstlich wie jener böhmische König Wenzel aus dem Wege, von dem alte Chroniken erzählen, daß er sich vor dem Empfang seiner Minister unter einen Reliquienschrein geflüchtet hat. Wo Herr v. *Giovanelli* zu weilen pflegt, wenn die Angelegenheiten seines Ressorts sachlich erörtert werden, ist nicht bekannt. Aber aus seiner Abneigung gegen jene Beamten des Ackerbauministeriums, die solcher Erörterung gewachsen sind, macht er kein Hehl. Den verdienten, langjährigen Referenten für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, Sektionsrat Dr. *Moriz Ertl*, hat er kürzlich, wohl zur Strafe dafür, daß der Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses auf dessen Anregung endlich eine Regelung des genossenschaftlichen Departements im Ministerium beschlossen hat, oder aus Unmut über den Dank, den das Abgeordnetenhaus bei der Beratung der Vorlage über die Berufsgenossenschaften der Landwirte deren Verfasser aussprach, zu den Kommissionsverhandlungen des Herrenhauses über diese Vorlage nicht mitgenommen. Und daß der Sektionsrat *Scheimpflug* infolge der Sachkenntnis, die er als Veranstalter und geistiger Leiter der Terminhandels—Enquete gezeigt hat, der ministeriellen Ungnade verfallen und als geeignetstes Opfer am Altare des Börsenschrankens ausersehen ist, ist seit einigen Monaten kein Geheimnis. Die Wirkungen der Terminhandels—Enquete werden immer erfreu-

cher; die grollenden Börsengötter werden bald versöhnt sein. Herr Weiss v. Wellenstein ist bekanntlich zum kaiserlichen Rat ernannt worden, Herr Dr. Landesberger soll demnächst die Universitätsprofessur erhalten, und dem ehemaligen Prokuristen des Hauses Ephrussi, Herrn Adolf *Wachtel* — in Firma Landesberger, Wachtel & Co. — ist soeben zur Belohnung für die Privatisima, die er dem Vorsitzenden der Terminhandels—Enquete Sektionschef v. *Beck* gehalten hat, die Vorkonzession zur Errichtung einer Maklerbank verliehen worden. Es scheint also, daß wir wieder Zuständen gleich jenen vor dem Jahre 1873 zustreben, an dessen Krach die Maklerbanken die größte Schuld getragen haben. Seltsamerweise sind aber die Bankhäuser zum großen Teil Gegner des Projektes. Das wird sich wohl ändern, wenn sie erst seine eigentliche Bedeutung erkennen. Die Maklerbank soll berechtigt sein, jeden Börsenbesucher zum Abschlusse von Börsengeschäften auf ihren Namen zu ermächtigen, und da nach den klaren Bestimmungen der Vorlage über die Organisation der Börsen nicht bloß die Rückforderung der Depots, sondern auch der Differenzeinwand gegenüber Instituten, die statutarisch zu Börsengeschäften berechtigt sind, unstatthaft ist, könnte jeder Börsenbesucher durch die kleine Gebühr, die er der Maklerbank zu entrichten hätte, das Recht zur unbeschränkten Ausbeutung des Publikums erwerben. Die Börse hat das Wohlwollen des Sektionschefs v. Beck nicht recht gewürdigt. Er hat ihr die Vorlage über Terminhandel und Börsenorganisation gegeben, und er gibt ihr jetzt auch die Mittel, sie sich nutzbar zu machen. +

* * *

[Von der Börsenjustiz]

Daß Herr Weiss v. Wellenstein nicht in das Schiedsgericht der landwirtschaftlichen Börse wiedergewählt wurde, ist, da Herr Schwitzer in seine Stelle als Vizepräsident vorrückt, sicherlich kein Zeichen der Einkehr in Börsenkreisen. Der wahre Grund ist wohl der, daß auch unsere börsenfreundliche Regierung die Zugehörigkeit eines und desselben Mannes zum Börsenschiedsgericht und zum Handelsgericht, zur ersten und zur zweiten Instanz, nicht länger dulden konnte. Aber es ist recht unerfreulich, daß man Herrn Weiss vor die Wahl gestellt hat, für welche der beiden Stellungen er sich entscheiden wolle, anstatt ihm kurzweg die des Laienrichters, wegen Inkompatibilität, zu entziehen. Daß ein Börseaner Urteile fällt, ist minder bedenklich, als daß er die Urteile anderer Börseaner kontrollieren darf. Von der Börsenjustiz fordern wir nichts, als daß sie auf den kleinsten Kreis beschränkt werde. Aber die staatliche Justiz verliert an Vertrauen, wenn sie durch die Erhöhung von Börseanern zu Laienrichtern erniedrigt wird.

* * *

[Moriz Bauer und Bauer Mor]

Die würdigen Vertreter des deutschen Börsenliberalismus, Herr Exner von der Leipziger Bank und der Kasseler Trebertrockner Schmidt, sitzen hinter Schloß und Riegel. Aber in Österreich blüht die Börsenfreiheit. Blasphemie wäre es, den frommen Bekämpfern des politischen Liberalismus hierzulande zuzumuten, sie sollten alle Kreuze aus der Erde reißen, um sie zu Schwertern gegen den wirtschaftlichen Liberalismus umzuschmieden. Aber schließlich würde auch das eine Schwert der Gerechtigkeit genügen, und wenn die deutsche Justiz mit beiden Händen nach den Männern gegriffen hat, die zum Raubzug gegen die kleinen Sparer den Bund zwischen Bank und Industrie schufen, würde ein Arm der Themis hier leicht die Gesellen fassen, die überall zu finden sind, wo vertrauensvolle Rentner um die Sparpfennige des

Alters betrogen werden. Mit den Fangarmen immer aufs neue vermehrter Wechselstuben, Filialen und Exposituren hat unser »Wiener Bankverein« fast schon die ganze kleine Klientel zu sich herangezogen und ihr in den beiden letzten Jahren — die Verluste der zum Börsenspiel Verleiteten ungerechnet — mindestens 23 Millionen abgenommen. Aber wer bei solcher Gelegenheit unsere Behörden an die Strenge der deutschen gegen Bankdirektoren erinnert, dem wird allemal die Antwort: Ja, Bauer, das ist etwas anderes!

Moriz Bauer oder Bauer Mor: je nachdem ob diesseits oder jenseits der Leitha Vermögen um Millionen entwertet werden. Die Geschichte der vom Wiener Bankverein gegründeten und von seinem Direktor Bauer beherrschten Teppichfabriks—Aktiengesellschaft Philipp Haas & Söhne ist seinerzeit in der 'Fackel' erzählt worden. Dann kam die »Sanierung«: das Aktienkapital von vier Millionen Gulden in Gold (40.000 Aktien à 100 fl. Gold) wurde reduziert, die Aktien auf 150 Kronen abgestempelt. Und der Verwaltungsrat Hugo Markus, Direktor des Bankvereins, verkündete: Die finanzielle Lage des Unternehmens ist jetzt eine glänzende! Dazumal war der Kurs der Aktien 90 Kronen. Aber anstatt zu steigen, fielen sie weiter, und heute stehen sie auf 70 Kronen. In der Generalversammlung zu Anfang Dezember 1901 wurde über schlechten Geschäftsgang und verminderten Konsum geklagt und — die Errichtung einer neuen Fabrik in Preßburg an Stelle zweier aufgelassener Betriebe in Österreich angekündigt. Aber als Moriz Bauer den Klienten des Bankvereins, denen er die Aktien der Teppichfabrik aufgehalst hat, die Übersetzung ins Ungarische als das sichere Rettungsmittel hinstellen ließ, kam just aus Budapest die Kunde, von den Schicksalen der vom Bankverein 1890 gegründeten »Ungarischen Bank für Industrie und Handel«, mit deren Aktien Bauer Mor die Bankvereinskommittenten beglückt hat. Die Ungarische Bank für Industrie und Handel hat ein Aktienkapital von 10 Millionen Gulden in Gold (100.000 Aktien à 100 fl. Gold). Die letzten 20.000 Aktien sind im Jahre 1895 zum Kurse von 120 Goldgulden emittiert worden. Da plötzlich verbreiteten sich im Sommer des vorigen Jahres Gerüchte von riesigen Verlusten. Herr Bauer, der Vizepräsident des Unternehmens und sein eigentlicher Leiter, reiste nach Budapest und ließ nach einer außerordentlichen Direktionssitzung am 7. Oktober mitteilen, der Reservefonds sei freilich verloren, aber das Aktienkapital unangetastet, die Geschäfte sicher. Seither ist die Wahrheit bekannt geworden: die Bank, die nach ihren Statuten nur ungarische Industrie— und Handelsunternehmungen fördern darf, hat mehr als drei Viertel ihres Kapitals in zweifelhafte rumänische Petroleumgeschäfte gesteckt, und auch das letzte Viertel, zum guten Teil bei der verkrachten Baugesellschaft Haas & Deutsch verwendet, ist nahezu dahin. Bauer Mor, so erklären die ungarischen Mitglieder der Verwaltung, hat diese Geschäfte angeraten, und der Aufsichtsrat der Ungarischen Bank für Industrie und Handel, Herr Felix Kuranda, ein anderer Direktor des Wiener Bankvereins, hat sie natürlich gutgeheißen. Die auf 100 Goldgulden lautenden Aktien der Bank, die noch im April, 1901 in ihrer Bilanz eine 7,1prozentige Verzinsung des Kapitals aufwies, haben heute den Kurs von 57 Kronen!

Aber bei diesen beiden Katastrophen wird es schwerlich bleiben. Außer den österreichischen Angelegenheiten, die Moriz Bauer, und den ungarischen, die Bauer Mor besorgt, gibt es ja auch gemeinsame, und auch in ihnen ist der Direktor des Bankvereins mit nicht geringerem Erfolg tätig. Im Jahre 1898 hat er die »Privilegierte Landesbank für Bosnien und die Herzegowina« gegründet. Es wurden 75.000 Interimsscheine, auf 80 Kronen lautend, zum Kurse von 110 Kronen vom Bankverein zur Subskription aufgelegt. Der gegenwärtige Kurs ist 95 Kronen, der Verlust der Bankvereinsklientel beträgt

also noch nicht mehr als 1.125.000 Kronen. Doch die Aktionäre dürfen sich darauf verlassen: das ist bloß ein schüchterner Anfang. Wahrscheinlich aber auch der Anfang vom Ende der bosnischen Finanzherrlichkeit.

* * *

Der technische Impresario

Der Leser des Morgencaféblattes, noch von den Greueln des Tages unbehelligt, durchmißt gutmütig die Zeitungsspalten. Da erschüttert ihn eine dicke, freche Aufschrift: »Europa riecht nach Amerika — ohne Draht!« ... Ja, da steht's: man kann jeden Duft, jeden Dampf, jeden Gestank zwischen beiden Weltteilen austauschen, sogar ohne Sendedraht. Es sind darunter nicht etwa ironisch die Depeschenlügen der Zeitungen gemeint, die Sache ist vielmehr wortwörtlich zu nehmen, es ist — die »Neueste technische Erfindung.«

Die 'Americ. Rev.' brachte ein spaltenlanges Fresko—Gemisch von Unverschämtheit, Reporterschwulst und indianischer Unwissenheit. Der Leser wird durch einen Schlag auf den Kopf betäubt. Unsere Weltblätter verstümmeln dann das Gewäsch zu einem »Originalbericht«, sie müssen nachschreiben, können sich diese Sensationslawine nicht entgehen lassen. Je größer der Lärm, umso wohler fühlt sich aber dessen Urheber. Mag man, zur Besinnung gekommen, noch so sehr über Marktschreierei und Humbug zetern, der Zweck ist erreicht — der technische Impresario hat seinen neuesten »Star« wirksam eingeführt und geht jetzt kunstgerecht daran, die finanziellen Konsequenzen zu ziehen.

Eine solche Impresarionatur hat die Erkenntnis gewonnen, daß die Begabung anderer eine Ware darstellt, die ihrem Verschleißer zu einem ansehnlichen Vermögen verhilft. In der Öde sarmatischer Unkultur geboren, geht dieser prädestinierte Vertreiber geistiger Handelswerte frühzeitig auf Entdeckungen aus. Er traversiert die Karpaten, in den Niederungen der Theiss und Donau erwirbt er die nötigen geschäftlichen Vorkenntnisse, sammelt eine Garnitur von Kniffen und Korruptionserfahrungen und schwingt sich schließlich zur souveränen Höhe der Europaverachtung empor. Nach einiger Zeit exportiert Amerika einen gewissen Mr. Washington nach den europäischen Großstädten, der fett, fuchsig und selbstbewußt in den teuersten Hotels wie ein Nabob lebt. Er radebrecht die Sprachen jener Länder, die Patente erteilen und technischen Erfindungen gegenüber Respekt und Leichtgläubigkeit bezeugen. Die Patente für das elektrische Riechen ohne Draht hat er bereits in Amerika — wie fingierte Kaufverträge beweisen — dann in Australien, Indien, Japan und Kamtschatka verkauft ... Beeile dich also, Europa! Mr. Washington ist bereit, dich in Mark, Kronen, Francs, Rubeln zu beteiligen! Die Nullen an den eingezahlten Beträgen werden sich wie bei einer Quaterne ver—n—fachen, sogar die Aktionäre der Auergesellschaft werden neidvoll erblassen.

Es ist klar, daß der Impresario umso leichter harpuniert, wenn Berühmtheiten seine Treibjagd unterstützen, ihm wohlwollend in die Hände arbeiten und ihren festgegründeten Ruf gern mißbrauchen lassen. Da lanciert ein Impresario die wertvolle Erzsartierung *Edisons*, ein anderer die Sauerstoffzeugung *Pictets*, der Name *Tesla* erschallt zeitweilig in allen Tonleitern einer aufdringlichen Reklamemusik, und endlich flüchtet auch *Marconi* nach seinen europäischen Teilniederlagen unter die Fittiche des Zaubers Impresario nach Amerika. Dieser läßt ihn 3 Stunden hindurch ohne Draht ein und dasselbe Zeichen über das Weltmeer empfangen, dazu knapp vor Weihnachten. Und da findet sich wirklich ein Europäer — es ist allerdings Herr Ho-

frat *Kareis* —, der die Farce für bare Münze nimmt und im »Fachblatt« der 'Neuen Freien Presse' als »kulturhistorische Errungenschaft ersten Ranges« der Welt verkündet. Nach *Kareis* hat der Impresario recht, »wenn er sagte, seine Errungenschaft sei ein hohes Weihnachtsgeschenk für die ganze Menschheit«; und fix bringt die 'Neue Freie Presse' dieses Geschenk ihren Lesern am 24. Dezember 1901. Hofrat *Kareis* begreift, daß *Marconi*, »von der Heiligkeit des Momentes ergriffen, um den Apparatentisch herumtanzte!« Dazu besingt *Kareis* den Grafen *Hans Wilczek* als den humanen, kunstfreundlichen, »warmfühlenden, schlichten, wohlwollenden, verfassungs— und überzeugungstreuen, ersten Kavalier des Reiches«, und nicht genug an dem, auch noch als Nordpolexpedition—, Rettungsgesellschafts—, Ausstellungs— und drahtlosen Elektrizitäts—Amateur! Und, um das *Kareis*'sche Potential übervoll zu machen, singt der Autor auch noch Verse von *Heine* und *Schiller*. »Und nennt die besten Namen« von Juden und Christen, die — man muß es anerkennen — von der Elektrizität wirklich etwas verstehen. Nur der Kernpunkt der Frage, das Eine bleibt ungesagt: daß bisher in verbürgter Weise über See nur auf eine Distanz von 150 Kilometern ohne Draht telegraphiert werden konnte, daß die Versuche *Marconis* Cap Landend—Wight, 287 Kilometer, sang — und klanglos abgebrochen wurden, und daß *Marconi* mit notorisch ungenügenden Apparaten jetzt plötzlich 2700 Kilometer überwunden haben soll.

»Wie hat *Marconi* dieses himmelhohe Ziel erreicht?« fragt der naive Hofrat ... Jeder Fachmann wird ihm schmunzelnd das Geheimnis verraten. Der Herr Impresario telegraphierte — da er selbstverständlich das Morse—Alphabet nicht kennt — ein und dasselbe Zeichen drei Stunden hindurch ohne Draht von einer nahegelegenen Station. Nach der Lektüre des *Kareis*'schen Fachartikels wird jedoch der Impresario, »von der Heiligkeit des Eindrucks ergriffen«, sich wohl zu fassen wissen und vor Freude über den gelungenen Streich, die 'Neue Freie Presse' schwingend, um den Apparatentisch herumtanzen.

Die Fortsetzung der Versuche ist, wegen des für die Funkentelegraphie ungünstigen Wetters, auf das nächste Jahr verschoben worden. Bis dahin haben sich also die Gläubiger des *Marconisyndikates* mit dem Fachurteil der 'Neuen Freien Presse' zu trösten.

Professor Victor Loos

*

Neue Freie Physik

Das physikalische Vorjahr der 'Neuen Freien Presse' hat wie der »Technische Impresario« zeigt — elektrizitätsfeindlich geschlossen. Man entdeckt aber erst jetzt, woher die Feindschaft gegen neue technische Erfindungen stammt. Die Starkstromleitung unserer Straßenbahn bringt allen Wiener Spatzen den Tod, und das kann die gefühlvolle 'Neue Freie' nicht verwinden (siehe Nr. vom 24./1. 1902). Die armen Spatzen können die Warnungstafeln nicht lesen — »nach dem letzten Tramwayroß wird bald auch der letzte Spatz aus den Straßen Wiens verschwinden.« ... Obgleich nun unsere Spatzen Alphabeten sind, haben sie, im Vergleich zu den Redakteuren der 'Neuen Freien' ein gediegenes physikalisches Wissen, sind in diesem Punkte nicht so ganz und gar voraussetzungslos und pfeifen das, was alle Schuljungen und alle Spatzen auf den Dächern eben in einem solchen Falle zu pfeifen pflegen: Den elektrischen Schlag spürt man erst dann, wenn man gleichzeitig Leiter *und Erde* berührt. Ein alter Spatz piff es nach der Lektüre des »Spatzentodes«, riß eine Schwungfeder aus seinem Steiß und schrieb die folgende Korrespon-

denzkarte an den Tierschutzverein: »Achtung! Daß Sie mir ja nicht etwa die 'Neue Freie' zum Ehrenmitglied ernennen! — Mit gebührender Spatzenkeckheit

Ihr Starkstromfreund
Ecke Fichtegasse—Kolowratring«.



Theaterrevue

[Troilus und Cressida]

»Ich habe Achtung vor der glühenden Begeisterung, die Gelber seinem Shakespeare entgegenbringt, und vor der starken Phantasia, mit der er seine Ansicht zu beweisen sucht, aber wenn er diese Ansicht in seiner Bearbeitung dadurch unserem heutigen Theaterpublikum vermitteln will, daß er aus dem Text einfach alles herausstreicht, was dieser Ansicht mit greller Deutlichkeit widerspricht, und dafür durch eigene Hinzudichtungen, welche nicht nur die Szenenführung, sondern auch den Gedanken— und Empfindungsinhalt gänzlich verändern, sich Beweise herbeizwingt, so halte ich dieses Verfahren denn doch für eine Kompetenzüberschreitung des Kritikers und Bearbeiters, für die es keine Entschuldigung gibt. Ein Bearbeiter darf ... streichen, was wir heute als Längen empfinden müssen, er darf Szenen umstellen, wo es die heutige Praxis des schwierigen Bühnenmechanismus erfordert — aber er darf *nicht* den Sinn im Ganzen und im Einzelnen in sein Gegenteil verwandeln, darf nicht, wie z. B. Gelber tut, Reden des Ulysses, Nestor und Agamemnon willkürlich untereinander vertauschen, Szenen hinschreiben, von denen kein Wort im Original steht, und durch Umstellen von Szenen und Szenenteilen in anderem Zusammenhang deren Sinn vollständig verändern. Die dem Dichter so überaus gelungene Figur des alten Nestor verschwindet bei Gelber bis auf einen nichtssagenden Rest. Die köstliche Kußszene im vierten Aufzug, wo Cressida den griechischen Feldherren vorgestellt wird, streicht er ganz. Den Ulysses und den Achilles macht er durch kühne Textfälschungen und Auslassung wichtigster Charakterzüge zu Idealgestalten und den Troilus läßt er mit einer schönen Rede eigener Arbeit sterben, um der Tragödie einen Schluß zu geben. Es ist sehr schade, daß Gelber durch eine vorgefaßte Meinung von den idealen Absichten des Dichters sich zu solchen groben Fälschungen hat verleiten lassen.«

Mit diesen Worten des Freiherrn v. Wolzogen, die einer Einleitung seiner Bühnenbearbeitung von »Troilus und Cressida« entnommen sind, scheint mir der enthusiastische Unfug des Herrn Adolf *Gelber* erschöpfend und gebührend abgefertigt. Daß ein schlichter Wiener Lokalredakteur mit der einen Hand die Unfallchronik schreiben und mit der andern das Gefieder des Schwans von Avon streichelnd beschmutzen kann, ist ja sicherlich bemerkenswert, und ich erkläre unumwunden, daß mir, hätte ich bloß die Persönlichkeit des Herrn Gelber zu werten, selbst die empörendste Schändung eines Shakespeares—Heiligtums den Übeltäter angenehm macht im Vergleich zu seinen

sämtlichen Kollegen, deren planvolles Fühlen so weltenfern jeder Begeisterung liegt wie jeder Verirrung. Wenn einer Redakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt' ist, so wird er wahrlich durch den brutalsten Ungeschmack, mit dem er sich gegen »Troilus und Cressida« vergeht, noch immer erhöht, und es liegt außer allem Zweifel, daß Herr Adolf Gelber, sofern man bloß wüßte, daß er in der Stille seinen Shakespeare mißversteht, der reinlichste, uneigennützigste und sympathischste Wiener Journalist wäre. Werden freilich die Resultate seiner Nebenbeschäftigung, durch ein Buch oder durch die Bühne, ruchbar, so vermag selbst der objektivste Beurteiler nicht mehr anzuerkennen, daß es im Grunde doch eine Vereinigung von Idealismus, Bildung und Phantasie war, mit der eines der dreistesten Attentate gegen den literarischen Geschmack wie gegen den primitivsten Leserverstand verübt ward. Wenn Gelber, um die »Kongruenz« zwischen Shakespeare und Homer nachzuweisen, den Agamemnon Gelber'sche Verse sprechen läßt und in einem seiner zudringlichen Zwischenkommentare dann begeistert ausruft: »Hier ist also der homerische Agamemnon«, während er sechs Seiten später den Agamemnon Shakespeares noch »ritterlicher und sympathischer« erscheinen läßt »als den galligen, hab-süchtigen und würdelosen Mann der Ilias«, wenn er den Sinn einer Shakespeare—Stelle, die sich auf Achill bezieht; ändert und dazu herausfordernd die Frage stellt: »Schändet Shakespeare darin die leuchtende Pelidengestalt?«, wenn er Ulysses für Gymnasiasten präpariert und ihn den ersten Akt mit dem zitierten Hexameter schließen läßt: »Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilion hinsinkt ...«, so fühlt man sich beinahe bewogen, Wolzogens hartes Urteil zu modifizieren. Wo dieser nüchterne Mann, der »Troilus und Cressida« vollends als dem Geiste Offenbachs verwandte Heldenposse auffaßt, bewußte Fälschung sieht, vermögen wir nur eine ans Pathologische grenzende Querköpfigkeit zu erkennen, die zu blind ist, um der offenbaren Gefahren des Er-tapptwerdens zu achten ... Es wäre töricht, zu glauben, dieser Schwärmer, der zufällig auch Journalist ist, habe der Direktion des Burgtheaters nach Wiener Sitte seine Bearbeitung »aufgedrängt« und Shakespeare verdanke seine Auferstehung nur dem Einfluß der »Concordia«. Denn, falls es noch ein Geheimnis sein sollte, hier sei's verraten: Herrn Gelbers Anteil wurde wohl auf dem Theaterzettel, aber nicht auf der Bühne geachtet. Die szenische Verballhornung, die Herr Schlenther aus Eigenem vornahm und die die ungeheuerliche Zusammenziehung zweier Cressida—Auftritte und den Gabor—Steiner—Effekt des durch einen Schleier enthüllten und musikalisch begleiteten Alkovenzwischenfalls brachte, war von Gelbers Sphäre so weit wie von der Shakespeares entfernt. Sie ist trotz alledem sehenswert, weil sie in Herrn Heines Thersites und Thimigs Pandarus (dieser grauenhaft grotesken Leistung tat bei einigen Kennern der Umstand Eintrag, daß Herr Thimig seinerzeit gegen Herrn Burckhard »intrigiert« hat) zwei Gipfel neuer Burgtheaterkunst schauen läßt. Achill erscheint in ihr so sehr als feiger Meuchelmörder, daß er nicht wie bei Shakespeare mit seinen Myrmidonen auftritt, um den Hector erlegen zu lassen, sondern, da er schon Hectorn gegenüberstand, sie zu dem edlen Werk erst herbeiruft. Welche Versündigung am Geiste Gelbers, der im Kommentar die Meucheltat zugibt, aber erklärt und verklärt und in der Bearbeitung den Hector durch Achill selbst beseitigen läßt, während er selbst die Worte »Schlagt, Bursche, schlägt!« beseitigt. Man hat im Burgtheater nur insofern die Gelber'sche Verwüstung wieder hergestellt, als man Achill bis zum Moment der Tat einen »sympathischen« Mann sein ließ und den Ulysses als salbungsvollen Biedermeier auffaßte. Und noch eine weitere Konzession rechtfertigt die Nennung Gelbers auf dem Theaterzettel. »Den Vater Cressida's«, heißt es im Kommentare, »den troischen Verräter, der bei Shakespea-

re Kalchas heißt, wird man hier *Rhisus* zubenannt finden. *Der Grund ist klar.* Man meinte, daß Shakespeare wie in allem, so auch durch die Benennung eines Verräters nach Kalchas, etwas Griechisches habe verunglimpfen wollen ... Nein, der Gedanke an ihn (den griechischen Priester) war unserem Dichter völlig fern ... Aber wenn dem so ist und man es mit einem nichtsbedeutenden Namen zu tun hat, ist es nicht klüger, den Mann einfach umzutaufen ... ?« Dies leuchtete den Herren im Burgtheater ein. Sie lehnten die Zumutung, »Troilus und Cressida« als tragisch gestellte Versifizierung Homers aufzufassen, schnöde ab und behielten den *Rhisus*. *Risum teneatis ... !*

*

[Ein für Wien beschämender Abend]

In dem deutscher Kunst erbauten Volkstheater: »Der Spatz« von Bernhard *Buchbinder*. Wie schrieb doch Joseph Unger am ersten Weihnachtstage? »Darüber läßt sich weder reden noch schreiben, sondern nur mit tiefem Unmut schweigen!« Herr Bukovics mag bange Gemütes der Generalversammlung der Aktionäre harren, deren Strafgericht ihm noch kompetenter sein müßte als das der Wiener Geschwornen. Bis auf einige erbärmliche Ausnahmen hat übrigens schon die Zeitungskritik ihres Amtes gewaltet, und ich verweise namentlich auf die Besprechung des 'Vaterland', in der ausdrücklich bedauert ward, daß das Stück nicht »Der Revolver« heißt, »Der Held mit dem ornithologischen Namen« sei »ein Mensch, der sich alle Skandal- und Tratschgeschichten Wiens in ein Büchlein notiert und diese Notizen in der Gesellschaft verwertet; die Menschen, die er dann erpreßt, sind genau so gezeichnet, wie sie sich Herr — Spatz vorstellt.« Der Kritiker, der ein öfter wiederkehrendes Lied dieses Helden die »Erpresser—Arie« nennt, spricht von einem »für Wien beschämenden Abend« und zitiert einige Gedankenperlen des Buchbinder'schen Dialogs. Leider hat er nicht alle angeführt. Nachzutragen wäre die Stelle aus einem Gespräch zwischen einem Stubenmädchen und dessen Liebhaber: »Hundertmal hab' ich Ihnen gesagt, daß Sie nicht zu mir kommen sollen!« »Na, ich hab' immer geglaubt, daß es hier kommoder ist.« Von demselben Stubenmädchen wird gesagt: »Wenn sie irgendwo aufgehoben ist, ist sie gut aufgehoben.« Daneben berühren freilich Wendungen wie die: »Kein Mensch ist vor dem Landesgericht gefeit« wie ernste Wahrheiten ... Bedenkt man, daß dazu Herr Weinberger eine infolge seiner Verwandtschaft mit einem Redakteur der 'Neuen Freien Presse' graziöse Musik geschrieben hat, die schon vor der Erstaufführung die Spatzen auf dem Dache des Deutschen Volkstheaters gepfiffen haben, so wird man den Beifall des gefüllten Premierengettos begreiflich finden.

*

[Herr Hartleben und die Wissenschaft]

Herrn Hartlebens Auszeichnung mit dem Grillparzerpreis hat an und für sich die Aufregung, die sie weckte, nicht verdient. Die Frage, welches das »relativ beste« der in den letzten drei Jahren an deutschen Bühnen aufgeführten und noch mit keinem andern als den üblichen Theaterpreisen belohnte Drama sei, ist von einem Kollegium literarisch gebildeter Männer schwer zu beantworten und gehört längst vor die viel kompetentere Jury deutscher Theaterkassierer. Jetzt kann doch die zeitungsgläubige Menge leicht zu der Meinung verleitet werden, daß um den Grillparzerpreis eine Dichterkrone zu haben sei. Aber wenn schon das eine oder andere mal die Krone zu solchem Spottpreis zu beschaffen wäre, auf des biederulkgigen Otto Erich Haupt könnten die ernstesten Leute nicht ohne Lachen den unpassenden Schmuck erblicken. Nein, daß jemand Herrn Hartleben, weil ihm der Preis zuerkannt ward, für einen Dichter halten würde, war nicht zu befürchten. Da gab's nichts mehr zu tun,

als das Geld baldigst flüssig zu machen. Das hat die Verwaltung der Grillparzerstiftung bereits, besorgt, und auch Herr Hartleben wird es wohl, wenn er sich seit den Münchener Zeiten nicht ganz verändert hat, demnächst besorgt haben.

Nur einer hat geglaubt, noch ein Übriges tun zu sollen, und wie es schon geschieht, daß just die gescheitesten Leute einen plumpen Aufsitzer nicht durchschauen, war es diesmal der Präsident der Akademie der Wissenschaften, der der Täuschung erlag, als hätte das Preisrichterkollegium der Grillparzerstiftung Herrn Otto Erich Hartleben zum »Vertreter der Poesie« erkoren. So nennt nämlich *Eduard Suess* den Verfasser des »Rosenmontag« in einem Briefe, in dem er ihm versicherte, daß die in der Akademie versammelten Vertreter der Wissenschaft mit ihm gern, wie vor drei Jahren mit Gerhart Hauptmann, einen Abend verbringen würden. Die Anknüpfung von Beziehungen zwischen Herrn Hartleben und der Wissenschaft werde »bezeichnend für die Einheit aller geistigen Bestrebungen« sein. Es ist ein Glück, daß Herr Hartleben gegen alle anderen als die durch ein paar Semester Burschenlebens hergestellten Beziehungen zur Wissenschaft eine unüberwindliche Abneigung hat. So schlug er die Einladung, nach Wien zu kommen, ab, und Deutschland muß das homerische Lachen verhalten, von dem es gedröhnt hätte, wenn die erste wissenschaftliche Korporation Österreichs den Bund zwischen Wissenschaft und Kunst mit Herrn Hartleben vollzogen, nach dem Ruin unserer Kunstproduktion auch den Verfall unseres Kunstgeschmacks mit wissenschaftlicher Unanfechtbarkeit festgestellt hätte. Die Akademie darf Herrn Hartleben dankbar sein. Und vielleicht wird sie bei dieser Gelegenheit auch auf eine Reform ihres Statuts bedacht sein. Nach dem derzeit geltenden scheint nämlich der Präsident das gefährliche Recht zu besitzen, sie zu blamieren.

*

[Theateragenten]

Die Lust, sich der Schauspieler gegen die Direktoren anzunehmen, wird durch die Einsicht gehemmt, daß zuvörderst die Direktoren gegen die Theateragenten geschützt werden müssen. Praktiken, gegen die es keine neuen Gesetze braucht, weil sie die bestehenden zu scheuen haben, und die, in irgend einem anderen Gebiet geübt, keines Staatsanwalts Auge entgehen könnten, behaupten sich ungescheut im regelmäßigen Verkehr zwischen Theateragenturen und Direktionskanzleien. Vor Gericht wurde neulich festgestellt, daß ein Theateragent den Theaterdirektoren gangbare Stücke, mit deren Vertrieb er betraut ist, nur unter der Bedingung überläßt, daß sie andere Werke, Werke anderer Autoren, gleichfalls aufzuführen sich vorweg verpflichten. Und der einzelne Fall war um so krasser, weil ein Theaterdirektor verhalten werden sollte, längst nicht mehr bestehende Rechte anzuerkennen, für die gesetzlich freien Operetten Offenbachs Tantiemen zu zahlen. Über die juristische Qualifikation der Handlungsweise des Theateragenten kann es keinen Zweifel geben: wenn er die Aufführung der »Geisha«, auf die kein Theater mit einem Operettenspielplan verzichten kann, nur jenen Direktoren gestattet, die auch andere, minder einträgliche Werke seines Vertriebs aufzuführen bereit sind, so nützt er eine Notlage aus und handelt kaum anders als der Wucherer, der ein Gelddarlehen nur unter der Bedingung, daß der Darlehenswerber ihm Regenschirme abkauft, gewährt. Aber auch gegenüber den Autoren der »Geisha«, deren Interessen er zu vertreten hat und mit den Interessen von Fremden, etwa den Verfassern von Schwänken, verquickt, macht sich der Theateragent einer Untreue schuldig. Das mögen nun die geschädigten Autoren, denen mancher Direktor sicherlich lieber höhere Tantiemen zahlte, statt unein-

trägliche Werke in den Kauf zu nehmen, mit ihren Agenten ausmachen. Aber um die Schädigung des Theaterdirektors müßte sich der Staatsanwalt kümmern, und es wäre Ehrensache für ihn, jene Zuversicht zu erschüttern, mit der im Gerichtssaal der Theateragent *O. F. Eirich*, ohne befürchten zu müssen, daß er alsbald aus dem Kläger in einen Angeklagten sich verwandle, als seine Praktiken zur Sprache kamen, ausgerufen hat, er werde es auch künftig so machen. Und wenn schon der Staatsanwalt hier nicht den Tatbestand des Wuchers fände, so müßte sich mindestens der Disziplinarrat der Advokatenkammer, dem der Theateragent Dr. O. F. Eirich noch immer als Advokat untersteht, mit dem Analogon des Wuchers, das niemand verkennen kann, beschäftigen.

*

[Eine Verwahrung]

Ich habe mich in der in No. 83 der 'Fackel' enthaltenen Theater—Revue mit der neuen Ära des Theaters an der Wien, mit dessen gegenwärtigem Direktor, Herrn Karczag, und Frau Kopacsi—Karczag beschäftigt. Wie ich zu meinem Bedauern erfahre, wurden einzelne Stellen dieser Besprechung mehrfach mißverstanden und so gedeutet, als ob ich in das Privat— und Familienleben des genannten Ehepaares hätte eingreifen wollen. Dies ist schon darum ganz undenkbar, weil ich ähnliche Ausschreitungen der Presse unaufhörlich bekämpfe, also gewiß niemals solch unerlaubte und geschmacklose Bräuche in der 'Fackel' einbürgern würde, und nicht minder auch deshalb, weil ich in jenem Artikel von der »unerschütterlichen Grundlage eines rührenden Familienlebens« schrieb, was die Annahme, als ob ich der Frau Kopacsi—Karczag in ihrer Frauenehre oder ihrem Gatten in seiner Gattenehre hätte nahe treten wollen, geradezu ausschließt. Gegen eine solche Zumutung muß ich daher in gleicher Weise mich und das Ehepaar Karczag in Schutz nehmen.

*

[Der Pensionsfonds als solcher]

Die Aufführungen der »Schönen Helena« durch Mitglieder des Hofopertheaters haben den Tadel der Presse gefunden. Man mag den Sängern auch in der Tat die Unlust angemerkt haben, für einen ihnen so fernliegenden Zweck zu wirken: für den Pensionsfonds der Mitglieder des Hofopertheaters. Sicherlich wären die Stimmen frischer erklingen, wäre die »Erniedrigung« zu Offenbach nicht so peinlich fühlbar und durch bessere Komik vermittelt gewesen, wenn all' die Liebesmüh' auch diesmal wieder jenem *andern* Pensionsfonds gefrommt hätte, dem — wie sage ich nur gleich? — dem *richtigen* Pensionsfonds, ihm, dessen Mehrung die Sorge der Wiener Theaterleute von altersher gilt und der wohl »der Pensionsfonds als *solcher*« genannt werden könnte. Wäre für ihn gespielt worden, unmöglich hätte schon die erste Vorstellung so schlecht ausfallen können, daß die Kritik das Publikum von dem Besuche der beiden anderen hätte abschrecken müssen. Scharfsinnige Leser werden erraten, *welcher* Pensionsfonds hier gemeint ist. Ich hätte die Frage gern in Form eines Preisrätsels gestellt. Aber ich fürchtete, der gehorsame Preßuntertan, der die Lösung findet, hätte damit auch gewußt, wem er den Reingewinn ... *παντα ρει* sagte der griechische Weise. In die Sprache einer moderneren Weltanschauung übertragen, heißt das: *Alles fließt* dem Pensionsfonds der »Concordia« zu ...

*

[Yvette Guilbert's Abschiedsworte]

Die Abschiedsworte jublierender oder gastierender Bühnenkünstler werden in der Tagespresse sonst mit stenographischer Treue verzeichnet. Bei *Yvette Guilbert*, die jüngst ihr Gastspiel im Theater an der Wien beendete, ist

eine Ausnahme gemacht worden. Nur mit ihrem Empfang hat man's diesmal genaugenommen, und die zudringlichsten Hotelbelagerer wurden auf den Ankömmling losgelassen, der zwischen Verhandlungen mit dem Zimmerkellner und dem Gepäckträger die »Vertreter der Presse« begrüßen mußte. Aber vielleicht wird es weitere Kreise interessieren, daß Frau Yvette auch vor ihrer Abreise nicht unterlassen hat, sich mit der Wiener Presse auseinanderzusetzen. Was sie bei dieser Gelegenheit sagte, hat kein Wiener Zeitungsleser erfahren :

»Apparaissant ce soir pour la dernière fois devant Vous, je tiens à remercier le public Viennois du chaleureux accueil qui nous a été fait, qui nous fera oublier les 'rosseries', disons le mot français, de la presse ¹«.

* * *

Ein Enttäuschter

Es war einmal ein Großherzog in Darmstadt. Der war so kunstsinnig, daß sogar Hermann *Bahr* ihm in Feuilletons und Bücherwidmungen huldigte. Auf ihn waren die Blicke der jungen Künstler und der alten Spekulanten gerichtet und vor allem jenes abgeklärten Meisters, der schon seit langem in seines Herzens Grunde die Sehnsucht nach einem profitablen Weimar barg. Aber Ernst Ludwig hielt nicht, was er versprach. Er sparte mit seinem Kunstsinne nicht; zu Geldopfern aber war er auf keine Weise zu bewegen. Die Darmstädter Kolonie verkrachte, wird aufgelöst, und »unser Olbrich« muß seine Lebkuchenzelte, ehe er noch der Zeit ihre Kunst gegeben hat, abbrechen. Der Großherzog hat die Freude an der ganzen modernen Bewegung verloren. Und mit der Berufung unseres *Bahr* als Intendanten des Darmstädter Hoftheaters ist's erst recht nichts. Er bleibt uns erhalten und wird auch ferner Feuilletons für das 'Neue Wiener Tagblatt' schreiben. Feuilletons für Bukovics und gegen — den Großherzog von Darmstadt. Die Aufführung von »Alt—Heidelberg« am Deutschen Volkstheater bietet die gute Gelegenheit, beide Tendenzen zu verknüpfen. In dem Stücke kommt ein Prinz vor. Ja, dieser Prinz? »Da ist doch« — ruft Herr *Bahr* —

»zum ersten male versucht, einer fürstlichen Natur wirklich beizukommen. Die deutschen Autoren haben sonst für Fürsten den dummen Respekt oder die böse Neugierde von Bedienten. Hier wird ein Mensch menschlich angesehen; und dabei kommt merkwürdig stark heraus, was jedem aufgefallen ist, der sich einmal einen kleinen Regierenden in der Nähe angeschaut hat: die Unpersönlichkeit, mit der sich diese Klasse von Menschen jedem starken Eindrucke überläßt. Sie scheinen gar keinen eigenen Willen, keine Natur zu haben, sie sind reine Impressionisten, die immer nur von außen bestimmt werden, sie nehmen jede Stimmung an und gehen in ihr auf. Das Feste, auf dem jeder von uns ruht, die angestammte Art des Volkes, die ihm eingeboren ist, fehlt ihnen eben. Sie haben einen deutschen Vater, eine englische Mutter, einen russischen Onkel, sie sind in drei Sprachen erzogen, sie

1 »Da ich heute abend das letzte Mal vor Ihnen stehe, liegt mir daran, dem Wiener Publikum für den herzlichen Empfang zu danken, der uns bereitet wurde und der uns die 'Gemeinheiten' der Presse, sagen wir das französische Wort, vergessen lassen wird.«

der Trödler vom Neubau ermordet wurde. »Die Ausforschung des Besitzers des Hammers ist — so lautet der Appell an die Leser — für die Untersuchung von höchster Wichtigkeit und werden Personen, die der Behörde einen Anhaltspunkt zu bieten vermögen, ersucht, dies zu tun. Der Hammer ist in natürlicher Größe wiedergegeben.« Daß sich die Polizei—Direktion offiziell des Extrablatt bedient, um einer Bluttat auf die Spur zu kommen, ist sicherlich bemerkenswert; es hat in diesem Punkte bisher bloß als offiziös gegolten und war mehr minder auf die Phantasie seines Spezialzeichners angewiesen. Freilich gäbe es für unsere Sicherheitsbehörde einen bequemeren Weg, zu ihrem Ziele zu gelangen, wenn sie schon durchaus einmal dem Ehrgeiz frönen will, einen Mörder zu erwischen. Sie setze sich nicht mit der Redaktion, sondern mit der Administration des 'Extrablatt' in Verbindung und verlange Einblick in die Abonnentenliste.

*

Das offizielle Organ der Defraudanten

Andere Kreise — andere Organe. In Defraudantenkreisen wird man naturgemäß nicht das 'Extrablatt', sondern die 'Neue Freie Presse' als Sprachrohr benützen. Am 28. Jänner enthielt der Lokalbericht dieses Blattes die Meldung, das Gerücht, daß das Gesuch um freies Geleite für den flüchtigen Sekretär Joseph Böhm, der die Kasse des Residenzclub unredlich verwaltet hatte, abschlägig beschieden worden sei, entspreche nicht den Tatsachen; der Anwalt des Vermißten habe es unterlassen, überhaupt ein derartiges Gesuch einzubringen, da er von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt sei, und die Selbststellung sei bisher nicht erfolgt. Aber da die 'Neue Freie Presse, nichts ohne Bezahlung tut, so mußte selbst diese Texteingang mit einem in der gleichen Nummer erschienenen Inserat korrespondieren. Da hieß es denn auf der letzten Seite:

Pepi.
Anwalt rät zur Selbststellung, freies
Geleite unmöglich. Schreibe sofort Deinen
Entschluss an Anwalt. Bertha.

Der Wiener Mörder liest gemütlich das 'Extrablatt', und dem Defraudanten in weiter Ferne bringt die 'Neue Freie Presse' Nachricht von seinen Lieben.

* * *

[Eine Annonce]

Aus einer Annonce, die 'Das interessante Blatt' zum Beginn eines neuen Jahresabonnements in den »volkstümlichen« Blättern dieser Stadt erscheinen läßt:

»Größere Katastrophen, bedeutende Festlichkeiten, heldenmütige Taten, Unglücksfälle, *Verbrechen* usw. werden im 'Interessanten Blatt' naturwahr bildlich dargestellt.«

* * *

[Ein Aphorist]

Auch die antisemitische Presse hat ihre Sonntagshumoristen. Unter ihnen vertritt Herr Masaidek ('Deutsche Zeitung') die Spezies des Aphoristen.

Er gestand neulich, daß ihm der Witz der 'Fackel' nicht behage. Die 'Fackel' dagegen muß gestehen, daß ihr der Witz des Herrn Masaidek ganz außerordentlich behagt. Mindestens findet sie, daß Herr Masaidek eine der wichtigsten und wesentlichsten Bedingungen witziger Betätigung vollauf erfüllt: Kürze. Kürze ist bekanntlich des Witzes Seele, und auf alles, was als Körper des Witzes zu betrachten wäre — also etwa Gedankenfülle, sprachlicher Glanz, Originalität — verwendet Herr Masaidek naturgemäß keine Sorgfalt. Jeder seiner Aussprüche, die durch sich selbst und ihre apodiktische Selbstverständlichkeit wirken müssen, erscheint zwischen zwei Sternchen, die den Leser zum Verweilen und Nachdenken anregen sollen. Und man verweilt gerne, wenn man z. B., wie's an einem der letzten Sonntage der Fall war, den folgenden Gedankensplitter hinter sich hat:

»Die Familie Tschan scheint eine recht nette Familie zu sein.«

Pause. Der Leser nickt seinem Autor, der wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen hat, bejahend zu, und schon ist Herr Masaidek daran, eine andere Wahrheit lachend zu verkünden ...

* * *

Eine Gedächtnisprobe

»Man erinnere sich, was sich Goncourt einmal aus den Mitteilungen eines Gelehrten über die *chinesische* Sprache, an die sich ja die japanische wesentlich anlehnen soll, *notiert* hat: sie bestehe eigentlich nur aus dem choc des idées, avec la suppression ou la sévère abreviation de toutes les inutilités des langues occidentales¹.«

Also schrieb Hermann Bahr in einem Feuilleton über Sada Yacco. Das mnemotechnische Experiment, das da mit den Abnehmern des Steyrermühlblattes angestellt wurde, soll mißglückt sein. Die ältesten Leute konnten sich *nicht* erinnern ... »Kenner« versichern übrigens, daß selbst Bahr sich nicht erinnert hätte, was sich Goncourt einmal aus den Mitteilungen eines Gelehrten über die chinesische Sprache notiert hat, wenn er durch die Ankündigung des Gastspiels der Sada Yacco nicht daran erinnert worden wäre, bei Goncourt nachzuschauen und sich alles, was sich, wenn schon nicht auf die japanische, so doch wenigstens auf die chinesische Sprache bezieht, zu notieren« ...

* * *

Ein Publizist²

Aus einer Theaterkritik des Herrn Bernhard *Buchbinder*.

»Es war eine ernste, ach nur zu ernste Leistung. Züchtig und sittsam wie ein Gretchen. In der Entkleidungsszene war sie (Frau Saville) bis an den Hals empor eingemummelt in Stoffen. Eine so fürsorglich eingepackte Helena hat man noch nicht gesehen. Es gab Leute, welche die Absicht hatten, ihr hohes Eintrittsgeld zu reklamieren. Man geht in 'Die schöne Helena', um etwas zu sehen.«

1 ... nur aus dem Zusammenstoß der Ideen, mit der Unterdrückung oder der strengen Verkürzung alles Unnützen der abendländischen Sprachen.“

2 Siehe Nr. 89, Seite 27 [# 18]

[KK]

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[An Professor Karl Adler]

Professor Karl Adler, Czernowitz. Es steht schlimm um das alte Österreich, wenn auch die Einsichtigsten vom »neuen Geist« des Börsenliberalismus sich erfassen lassen. Daß Sie, verehrter Herr Professor, in der Terminhandels—Enquete für eine Reform, statt für die Abschaffung der schädlichsten Ausartung des Handels eintraten, mochte man dem Theoretiker zugute halten, den gerade die Geringschätzung der Praxis oft dem Bedürfnis der Praktiker nach Konzessionen zugänglich macht. Ihrem Standpunkt hat damals die 'Fackel' das Wort des Grafen Kuefstein, man dürfe den Terminhandel nicht reformieren wollen, weil er sündig ist, gegenübergestellt und davor gewarnt, der Sünde Moral anzuschminken. Jetzt geraten Sie über solchem Moralisieren in die Gefahr, gänzlich die sozialpolitischen Zwecke aus den Augen zu verlieren. Beim Terminhandel, d. h. beim Differenzgeschäft, ist aber, wie bei jedem Hasardspiel, das Spielen, nicht das Falschspielen die Gefahr. Und nur das Falschspiel würde durch die Vorschläge unterdrückt werden, die Sie soeben in der 'Gerichts—Zeitung' erstatten. Alles läuft da auf die Bekämpfung des »Schnitts« hinaus: der Differenzeinwand soll unzulässig sein, wenn der Börsenkommissionär den Drittkontrahenten, mit dem er das Geschäft abgeschlossen hat, nennt und die Schlußnote vorweist. Das kann er, wenn sie der dem Kommittenten übermittelten Ausführungsanzeige entspricht, wenn also nicht »geschnitten« wurde, allemal tun. Daß ein Auftrag vom Kommissionär »in sich« gemacht wird, also ein Drittkontrahent gar nicht vorhanden ist, das ist eine seltene, für den Kommissionär meist viel zu riskante Ausnahme. Denn, man muß es zugestehen: wenn schon das Börsenspiel ein Volksbetrug ist, untereinander sind die Betrüger ehrliche Leute, und jene übelsten Sitten, an die Sie denken, werden sogar von den Börsenmoralisten mißbilligt. Wie würden sich aber die Börsenmoralisten freuen, wenn Ihre Meinung durchdränge, daß das Depot hinterlegter Wettpreis und daher stets verfallen ist, wenn es in Bargeld geleistet wurde! Wie leicht es ist, jedes Depot in ein Bardepot zu verwandeln, haben unsere Bankhäuser, als einmal der Oberste Gerichtshof in Ihrem Sinne entschied, sogleich erkannt: man belehnt die deponierten Effekten fast bis zur Höhe des Tageskurses, und der auf sie geliehene Betrag ist dann das »Bardepot«. So haben es z. B. die Wechselstuben des Bankvereins gemacht. Die Börse wird Ihnen Dank wissen. Um die Umgehung der Kautelen, die Sie schaffen wollen, ist ihr wahrlich nicht bang. Die 'Fackel' mußte aber diesmal ihren Gegensatz zu Ihnen klarstellen. Deren Herausgeber ist ängstlicher als Sie. Sie hat's nicht bekümmert, daß seit der Zeit, da Sie mit vollem Namen für die 'Fackel' schrieben, Gegner Ihnen die anonyme Urheberschaft der oder jener 'Fackel'—Notiz zumuteten. Aber wenn man Ihnen die in Ihrem letzten 'Fackel'—Artikel nachdrücklich abgelehnte Verantwortung für die 'Fackel' aufgehalst hat, so will sich die 'Fackel' auf keinen Fall eines Einverständnisses mit Ihnen, verehrter Herr Professor, angesichts der Ausführungen in der 'Gerichts—Zeitung' bezichtigen lassen.

[Denkmalsparasiten]

Bekümmertes Patriot. Sie wundern sich mit Recht, daß gegen die Verunehrung des Andenkens der Kaiserin Elisabeth nichts vorgekehrt wird. Aber in den Tagen der tiefsten Erniedrigung vor den Mächten der Presse ist auch

das begreiflich. Einer der Macher vom Denkmalkomitee, der Hofbeamte Zellner, soll auf die erbitterte Frage, warum man, wenn schon die üblichen U. A. —Schmarotzer in Kauf genommen werden mußten, wenigstens nicht auf die Pietätsbezeugung des Jaques Fürst verzichtet habe, achselzuckend und mit wichtiger Miene geantwortet haben: »Wo denken Sie hin? Der Mann ist Journalist!« Wenn sich's nur der Herr im Obersthofmeisteramt jetzt nicht erst recht mit der Presse verdorben hat! Denn es ist anzunehmen, daß selbst die ausgepichtesten Annoncenagenten der »Concordia« sich gegen eine Standesgemeinschaft mit dem Montagsfürst verwahren werden. Aber freilich, das kluge Komitee hat zuallererst die Redaktionen mit Aufforderungen zum Beitritt überschwemmt und konnte dann nicht gut Nein sagen, als gewisse allzu prononcierte Leute die Gelegenheit wahrnahmen, mit der Ehrung der Kaiserin die Rehabilitierung des eigenen Andenkens besorgen zu lassen. Nächstens soll eine große Versammlung der Denkmalförderer stattfinden, und es ist zu hoffen, daß bei dieser Gelegenheit wenigstens fürchterliche Musterung gehalten werden wird. Vielleicht kommt dann auch das Ergebnis der vom 'Neuen Wiener Tagblatt' veranstalteten Enquete zur Erörterung. Heute, da ich die einzelnen Antworten wieder durchgehe, fällt mir unter den siebenundfünfzig noch eine ganz besonders sinnige auf. Herr Regierungsrat Dr. Glossy — auch ein in der Presse allzu oft Genannter — schlägt die Aufstellung des Denkmals »auf dem zwischen der Mariahilferstraße, dem Mariahilfergürtel und der Wallgasse gelegenen großen Platze« vor: Und warum? »Es wäre dadurch der Hinweis gegeben auf die Kaiserin—Elisabeth—Westbahn, die in die Heimat unserer geliebten Kaiserin, und auf den Weg, der zu ihrem Lieblingsaufenthalt in Lainz führt.« Ja, in der Tat! Bayern und der Lainzer Tiergarten sind in der Richtung der Westbahn gelegen, und es würde sich eine tiefe Symbolik darin offenbaren, daß das Denkmal in der Nähe der Westbahn aufgestellt wird, weil diese auch Elisabethbahn heißt!

[Herr Exner auf dem Industriellenball]

Besucher des Industriellenballs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herr Sektionschef Exner damals in seiner Eigenschaft eines Ruhmesindustriellen auftrat. Tatsächlich hat auch der Kaiser, der jeden der ihm vorgestellten Herren über Vorkommnisse in der Branche befragte, Herrn Exner mit den folgenden, (aus der 'Neuen Freien Presse' zitierten) Worten angesprochen: »Jetzt ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren aus.« Der Herr Sektionschef hatte sie sich — und darauf bezieht sich wohl die feinironische Bemerkung des Monarchen — unmittelbar zuvor in der 'Neuen Freien Presse' selbst gepflückt. Worüber man in Nr. 91 der 'Fackel' ¹ alles Nähere erfahren konnte.

[Münz und Verdi]

Musikschriststeller. Sie stellen recht unbescheidene Anforderungen. Wenn jemand in einer großen Tageszeitung über Briefe eines Italienischen Musikers schreibt, so müsse er 1. deutsch, 2. italienisch und 3. etwas von Musik verstehen. In dem am 3. Jänner in der 'Neuen Freien Presse' erschienenen Feuilleton »Briefe Verdis« heißt es nun zu Ihrem Erstaunen, Verdi habe, wie der Feuilletonist einem seiner Briefe entnimmt, »bei einem Konzert die TANNHÄUSER—SYMPHONIE gehört ... « 1. habe, versichern Sie, Verdi das Stück nicht BEI, sondern IN einem Konzert gehört: der Verfasser des Feuilletons verstehe also nicht deutsch. 2. wisse dieser nicht, daß die Italiener mit Sinfonia jedes Instrumentalstück, zumal die (deutsche) OUVERTÜRE bezeichnen, verstehe also nicht italienisch und 3. wisse er nicht, daß Wagner niemals eine Tannhäuser—Symphonie, wohl aber eine Tannhäuser—Ouvertüre geschrieben hat, verstehe also auch nichts von Musik ... Dies alles sind gewiß zutreffende Folge-

rungen; aber ein mildernder Umstand ist es doch immerhin, daß der Verfasser Sigmund Münz heißt. Und der braucht, wie selbst Sie zugeben werden, bloß eines zu verstehen: mit berühmten Männern umzugehen und nach ihrem Tode ihre »Briefe« zu öffnen.

[Der Wiener Spitalsjammer]

Philantrophin. Besten Dank. Aber mit einzelnen Beschwerden, wie der Schilderung der Behandlung, die einem kranken Dienstmädchen im Elisabethspital widerfuhr, ist wenig geholfen. Der Wiener Spitalsjammer verdient ausführliche und gründlichere Klageführung.

[Der Klient des Advokaten Ofenheim]

Jurist. Sie haben recht: der Advokat OFENHEIM hat jetzt einen guten Klienten. Aber fraglich bleibt, ob der Klient Ofenheim auch einen guten Advokaten hat.

[Die 'Fackel' und die Advokatenkammer]

Geschädigter. Sie teilen mir, an den Fall des Dr. Mandl und an die Verhaftung eines Mödlinger Advokaten anknüpfend, mit, daß diese oder jene Zierde des Barreaus bei einem Konkurse »horrend gestohlen« hat, daß aber die Affäre »vertuscht« und nicht vor dem Disziplinarrat der Advokatenkammer verhandelt worden sei. Sie stellen sich mir, »falls Details erwünscht sind, ganz zur Verfügung«. Mit Dank abgelehnt. Ich benütze gern die Gelegenheit, Ihnen die Antwort, die für so viele Einsender gilt, zu erteilen: Vor der Flucht in die von der 'Fackel' bediente, von einer feilen Großpresse verratene Öffentlichkeit gibt es noch einen, jedem Staatsbürger offenen, Weg: den zur Staatsanwaltschaft, gegen deren Neugierde alle Vertuschungsgelüste einer Standesvertretung nichts helfen. Für meinen publizistischen Geschmack sind Fälle, wie der von Ihnen mitgeteilte, langweilig, und sie beginnen mich erst zu interessieren, wenn etwa die zur Verfolgung berufene Behörde in ihrem Eifer zu erlahmen droht. Verbrechen, da in den Rahmen dieses Blattes nicht passend, abgelehnt. Einsendung erst wieder erbeten, wenn behördliche Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge zu erweisen ist und somit ein öffentlicher Übelstand vorliegt. Ich bin nicht Chef der Kriminalpolizei. Dies Amt hat zur Zeit noch Herr Stukart inne.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3